

Die Verden

Beilage zum Verdener Anzeigenblatt

Nr. 23

Februar

1928

Beiträge zur Geschichte der organisierten Rindviehzucht im Kreise Verden

Von Landwirtschaftsrat Dr. Köster in Verden.

Nachdem die bis zum 12. November 1926 bestehenden zwei Rindviehzuchtvereine des Kreises, der ältere Stammviehzuchtverein und der jüngere Verein der Ostfriesenzüchter im Kreise Verden, sich zu dem Rindviehzuchtverein Verden zusammengeschlossen haben und damit die Organisationsfrage vorläufig als gelöst angesehen werden kann, liegt es nahe, auf den Werdegang dieser Züchtervereinigungen, die für die Rindviehzucht des Kreises in mehrfacher Richtung bestimmend sind, mit einigen Zeilen einzugehen. Es soll das Geschehen in engster Anlehnung an die Akten der Vereine, namentlich die Niederschriften der Versammlungen und Vorstandssitzungen, wobei allerdings von vornherein zugegeben werden muß, daß die Darstellung zur Unvollständigkeit verurteilt ist, weil das Leben und Wirken einer Züchtervereinigung sich naturgemäß nicht vollständig in seinen Akten spiegeln kann, ganz abgesehen davon, daß die Berichte des Stammviehzuchtvereins Verden-Achim, selbst die aus der Vorkriegszeit, nicht ganz vollständig sind.

1. Der Stammviehzuchtverein Verden-Achim.

Dieser Verein scheint der erste Verein gewesen zu sein, der sich die Hebung der Rindviehzucht der beiden Kreise als alleiniges Ziel gesteckt hat. Er dürfte gegen Ende des Jahres 1896 gegründet sein, wenn auch die erste Niederschrift erst vom 30. März 1897 stammt; denn am 9. Januar ist schon der Verband der Stammviehzuchtvereine für das mittlere Wesergebiet gegründet; zu dem neben den Stammviehzuchtvereinen in den Kreisen Hoya, Nienburg, Stolzenau und Syke auch unser Verein gehörte.

Der Vorsitzende war der Hofbesitzer Niebuhr in Neddernhude, der stellvertretende Vorsitzende Hofbesitzer Johann Puvogel in Achim, der Schriftführer Claus Müller, Direktor der landwirtschaftlichen Winterschule in Verden. Die Vorsitzenden sind mit Selbstverständlichkeit bei jeder Neuwahl durch Zuzug wiedergewählt; Müller wurde bei seiner Versetzung nach Stade im Jahre 1899 ersetzt durch seinen Nachfolger im Hauptamt Wolff, von dessen Hand sich allerdings keine Niederschrift vorfindet. Der 3. Schriftführer des Vereins war der Kaufmann Albert Schlüter, der am 26. März 1901 die Geschäfte übernahm, aber schon 1903 starb, worauf am 26. Juli 1903 dem damaligen Kreisauschusssekretär, jetzigen Bürodirektor Schulz die Schriftführung übertragen wurde, die er dann bis zur Umgestaltung dieses Vereins am 28. Januar 1914 besorgte hat. Die Herdbuchführung des Vereins lag nicht in den Händen des Schriftführers, sondern wurde vom Verbandsbesitzer, dessen Vorsitzender Hofbesitzer Georg Lohmann in Brinkum und dessen Schriftführer und Zuchtinspektor Hofbesitzer Hilmer Hüchting in Brinkum war. Als Beisitzer werden die Herren Ahlhusen-Barme, Wendt-Baden, Brüns-Rixenbergen und Puvogel-Grinden genannt; am 14. März 1908 wurde für Brüns, der eine Wiederwahl nicht annehmen wollte, Müller-Tutschede gewählt.

Von größter Bedeutung ist in jedem Zuchtverein selbstverständlich immer die Rörungs-kommission. Mit der Rörung wurden betraut die Herren Clasen-Wahnbergen, Puvogel-Achim, Lohmann-Nieda u. Ahlhusen-Barme. Als Lohmann wegen hohen Alters 1908 sein wichtiges Amt aufgab, trat an seine Stelle Klinker-Holtum-Marsch. Der Rörungsausschuß des Vereins arbeitete ohne Beisein und Hilfe des Verbandszuchtinspek-

tors Hüchting; es ist ja selbstverständlich, daß Herr Hüchting, der seinen Hof zu verwalten hatte und nebenbei noch eine Reihe von Ehrenämtern bekleidete, nicht im ganzen Verbandsrat an den Rörungen teilnehmen konnte. Es verdient dieser Umstand aber hervorgehoben zu werden, wo wir doch heute gewohnt sind, daß die Zuchtbeamten des Verbandes nicht nur an allen Rörungen teilnehmen, sondern einen großen maßgebenden Einfluß dabei ausüben. Ohne das wäre die nötige Einheitlichkeit in den Herden des Verbandes natürlich nicht zu erreichen. Beim Rören wurde punktiert und die nötigen zahlenmäßigen Angaben dazu wurden zum Teil durch Messen mit dem Messitoche gewertet, was natürlich sehr viel Zeit in Anspruch nahm.

Neben Vorstand und Rörungsausschuß hatten im Stammviehzuchtverein Verden-Achim die Obmänner eine wichtige Aufgabe. Sie wurden in großer Zahl gewählt, aus jeder Gemeinde einer; es würde daher zu weit führen, alle ihre Namen nach den Wahlprotokollen anzugeben. Die Obmänner sollten die Verbindung zwischen Vorstand und Mitgliedern herstellen. Ein Obmann, der seine Pflichten voll erfüllen wollte, mußte viel herumlaufen in seinem Bezirke und große Geduld haben, da die Mitglieder sich nicht alle durch großes Interesse für die Sache, Sorgsamkeit und Zuverlässigkeit auszeichneten. Wiederholt liest man in den Vereinsniederschriften, daß der Vorsitzende die Obmänner erneut auf ihre vielseitigen Pflichten hingewiesen hat.

Die überragende Wichtigkeit der Bullenfrage hat man im Stammviehzuchtverein Verden-Achim von Anfang an wohl erkannt; man hat indessen die bestehenden Schwierigkeiten anders angefaßt, als wir es heute tun. Wir sehen ja in dem Ankauf bester Stiere ohne allzu zarte Rücksicht auf ihren Preis den wirksamsten Hebel zur Förderung der Zucht und sind der Meinung, daß in unsern Verhältnissen nur gut geleitete Stierhaltungsgenossenschaften, die mit allen Mitteln zu unterstützen sind, uns die Möglichkeit geben, unsere Ziele in dieser Richtung zu erreichen. Früher herrschte das System der „Futterbullen“: ein Landwirt der Gemeinde kaufte sich einen jungen, eben sprunghfähigen Stier, der die nicht gerade hoch gespannten Anforderungen des Rörungsausschusses soeben erfüllte, ließ ihn ankören und suchte dann durch Vereinnahmung des Deckgeldes und durch den Zuwachs des jungen, daher schnell wachsenden Stieres doppelt zu verdienen. Zu den gekörnten Futterbullen kam die große Menge der angekörenen, mit denen man die Weiden besetzte. Es ist nicht nötig zu erwähnen, daß diese ihren Trieben keinen Zwang auflegten und viel Unheil anrichteten. Die Futterbullen verschwand natürlich, sobald sie im Wachstum und in der Lebendgewichtszunahme nachließen; hatte man zufällig einmal einen guten Vererber, so war er längst im Wurkfessel, wenn der Besitzer zu der Erkenntnis seines Zuchtwertes durchgedrungen war. Wertvolle junge Stiere pakteten in dieses System der Futterbullen natürlich nicht hinein. Der Stammviehzuchtverein Verden-Achim kam daher nur selten zum Ankauf von guten, aber teuren Stieren aus weiter vorgeschrittenen Zuchtgebieten, sondern strebte im wesentlichen danach, das im Zuchtgebiete angeblich vorhandene gute Stiermaterial dem Zuchtgebiete zu erhalten. Man begann schon bald nach Gründung des Vereins mit der Versteigerung von Zuchtbullen im September in Verden, 1901 kamen Zuchtvielmärkte dazu, die ebenfalls zuerst in Verden stattfanden, aber 1908 wegen geringer Beteiligung in Verden nach Nienburg verlegt wurden. Es wurde darüber geklagt, daß die Händler zeitig die besten jungen Stiere wegfauften, so daß für die Vereinsversteigerungen nur weniger wertvolle Tiere blieben. Man

kaufte auch hin und wieder mal Ferverländer oder Unterweser-Stiere an, legte aber ganz ungenügende Preise an und bekam deshalb Zuchtmaterial 3. Klasse, von dem kein Erfolg zu erwarten war. Der Erfolg blieb dann auch pünktlich aus. Von Stierhaltungsgenossenschaften wurde wohl einmal gesprochen, aber weiter kam man nicht. Man macht sich keiner Uebertreibung schuldig, wenn man sagt, daß der Stammviehzuchtverein Verden-Nahim auf dem Gebiete der Stierhaltung nicht das getan und erreicht hat, was nach Lage der Dinge in damaliger Zeit getan und erreicht werden konnte.

Etwas besser ist für die Zucht auf Leistung gesorgt worden. Schon 1898 hat Direktor Müller seine Hilfe zu Milchsektbestimmungen angeboten. Kurz danach wird vom Verein die Fettbestimmung beim Milchwirtschaftlichen Institut der Landwirtschaftskammer in Hameln empfohlen. Schreiber dieses, Dr. Köster, hat 1903, als die Ostfriesen der Leistungszucht meist noch sehr ablehnend gegenüberstanden, für die Herren Niebuhr-Neddernhude, Heimsloth-Wahnebergen, Gödecke-Luttum, Cordes-Kirchlinteln und de Lahr-Döhlbergen ein Jahr hindurch die Untersuchung der Milch der besten Kühe in regelmäßigen Abständen durchgeführt, nachdem der Kreis Verden die Mittel zur Anschaffung eines Gerverschen Apparates bewilligt hatte. Dadurch wurde der Gründung eines Milchviehkontrollvereins der Weg geebnet. Als von mehreren Seiten so viel Beihilfen bewilligt waren, daß man auf die vom Stammviehzuchtverein angebotenen 100 Mk. verzichten konnte, erfolgte 1904 die Gründung. Niebuhr-Neddernhude übernahm den Vorsitz und führte ihn mit der ihm eigenen Tatkraft. Jedenfalls ist es nicht seine Schuld, wenn die Leistungen des ersten Kontrollvereins nicht den anfänglich gehegten Erwartungen entsprachen, wenn nach 5 Jahren, zu denen man sich bei Annahme der Beihilfen verpflichtet hatte, viele Mitglieder austraten, die Sanierung mißlang und der Verein 1912 einschloß. Ich möchte den Zusammenbruch in Verbindung bringen mit anderen Unvollkommenheiten des Vereins, den gezeichneten Mängeln in der Stierhaltung, den kümmerlichen Absatzverhältnissen und andern Mißständen.

Der Verband der Rindviehzuchtvereine an der Mittelweser hat die D. L. G.-Schauen 1904 und 1914 in Hannover besichtigt. Aus den vorhandenen Vereinsakten geht nicht hervor, in welchem Maße der Stammviehzuchtverein Verden-Nahim dabei beteiligt gewesen ist; noch weniger ist ersichtlich, ob er sich dabei Preise geholt hat.

Die größte Leistung des Vereins ist wohl die gemeinsame Beschaffung von Kraftfuttermitteln für die Winterfütterung der Milchkühe der Vereinsmitglieder gewesen. Schon 1898 werden die Obmänner vom Vorsitzenden aufgefordert, in ihren Bezirken festzustellen, wer sich an diesem gemeinsamen Bezuge beteiligen will und dem Vorstände Meldung darüber zu machen. Die Sache bewährte sich. 1903 werden schon für über 12 000 Mk., 1912 für über 26 000 Mk. Futtermittel bezogen; der Preis ist gegenüber dem Preise des örtlichen Handels verbilligt und durch regelmäßige Untersuchung bei Ankunft der Ware wird für deren Güte Sorge getragen.

Der Schreiber dieser Zeilen hatte schon zu Beginn seiner amtlichen Tätigkeit im Kreise Verden 1902 oder 1903 darauf hingewiesen, daß da, wo Boden und Vieh wesentlich in der Hand der Mittel- und Kleinbesitzer sind, Fortschritte in der Rindviehzucht erfahrungsgemäß nur durch Anstellung von guten Zuchtbeamten im Hauptamte zu erzielen sind. Es wurde und wird nicht im mindesten daran gedacht, dem damaligen Zuchtspektor des Verbandes auch nur den Schatten eines Vorwurfes zu machen. Oben ist schon darauf hingewiesen, daß er nicht einmal in der Lage war, an den Rörungen teilzunehmen. Bei so geringer Betätigung der Verbandsleitung kann weder der Verband noch ein Verein gedeihen. Im Bezirke der Mittelweser konnte man sich aber trotz aller Mahnungen und trotz der an andern Stellen gemachten guten Erfahrungen nicht dazu aufschwingen, die nötigen Mittel zur Anstellung eines Zuchtbeamten im Hauptamte aufzubringen.

Nicht so in den Nachbarkreisen Rotenburg und Zeven. Dort hatte man schon am 14. Dezember 1906 den „Verband der Rindviehzuchtvereine Elbe-Weser-Geeß“ gegründet und den Landwirtschaftslehrer Freischmidt in Wiffelhövede zum Zuchtspektor dieses Verbandes gewählt. Dieser brachte bald frische und lebhaftere Bewegung in die Rindviehzucht seines Bezirkes. Die zwar für ihre Verhältnisse milchreichen, aber mit vielerlei Fehlern behafteten alten Kühe wurden zu guten Preisen in die Abmelkwirtschaften der Zückerübergenden verkauft, gute Starke aus Ostfriesland eingeführt, durch Gründung von Stierhaltungsgenossenschaften die Möglichkeit zum Kauf und

zur dauernden sachgemäßen Haltung von erstklassigen Zuchtstieren gegeben, scharf gefordert, für peinlich genaue Markierung der Käber gesorgt, überhaupt alle Maßnahmen getroffen, die die Neuzeit für die Förderung der Rindviehzucht kennt. Die Erfolge ließen nicht lange auf sich warten. Kein Wunder, daß vorwärtsstrebende Züchter der Verdener Geeß in den Rindviehzuchtvereinen Rotenburg eintraten, zumal da die Rörungskommission des Stammviehzuchtvereins Verden-Nahim den Wunsch, daß sie auch den Geeßbezirk aufsuche, nicht immer erfüllt hatte.

Im Herbst 1913 war die Entwicklung der Dinge so weit gediehen, daß der Schreiber dieser Zeilen die Gründung eines zweiten Rindviehzuchtvereins im Kreise Verden glauben wagte zu können. Der ihn leitende Gedanke war kurz gefaßt der, daß der Kreis Verden, der züchterisch begabte Landwirte und die Rindviehzucht begünstigende natürliche und wirtschaftliche Verhältnisse hat, nicht länger nur deswegen im Hintertreffen bleiben dürfte, weil die Zuchtorganisation mangelhaft wäre und gutes Zureden allein eine Besserung nicht herbeiführte. Dertliche Besprechungen in den einzelnen Dörfern zeigten die Bereitwilligkeit der Geeßlandwirte, diesen Gedanken zu verwirklichen. Die Leitung des Rindviehzuchtvereins Rotenburg war weitherzig genug, die im Kreise Verden angefahrenen Mitglieder ohne weiteres dem neuen Verdener Vereine zu überlassen. So konnte denn am 15. Dezember 1913

der Verein der Ostfriesenzüchter im Kreise Verden gegründet werden, nachdem Besuche von Niebuhr-Neddernhude, die Gründung zu verhindern, abgewiesen waren. (Fortsetzung folgt.)



Erinnerungen von Spange

Am 8. Januar 1928 ist durch öffentliche Bekanntmachung das alte Wohnhaus und Stallgebäude der Försterei Spange zum Verkauf auf Abbruch ausgeschrieben worden. Es hat sich ein Käufer gefunden, der die Stelle, wo die Häuser gestanden haben, bis zum 15. Februar freimachen und das alte Forsthaus selbst in Bassen im Kreise Nahim wieder aufbauen will. So ohne weiteres sollen jedoch die Erinnerungen, die mit dem Hause eng verknüpft sind, nicht der Vergessenheit anheimfallen. Historisch ist Haus und Stätte, wo einst ein starker Bauernstamm herrschte und Niedersachsengeist in Fleiß und Ausdauer das schuf, was später als Ganzes da stand. Groß waren die Flächen, weit über 1000 Moroen, die zum Spanger Hof gehörten. Extrareiche Acker, Wald, Torfmoore, Heide, Weide und sonstige Wiesen in der Marich und an der Summe. Auch die sonstige Bedeutung des Hofes war groß, zählte doch der Besitz Spange zu den größten in der ganzen Gegend.

Das Wohnhaus, als solches im großen Maße in Eichenfachwerk erbaut, entstand, wie die Aufzeichnung am Balken über dem großen Dielektor am Nordgiebel zeigt, Anno 1760 den 17. M. (wohl 17. Mai). Der erste Eigentümer, der auch wohl der Erbauer war, wie die weitere Inschrift bezeugt, ist Hinrich Marx und seine Gattin Anna Cathrina Rowohls. Den Namen Marx findet man in hiesiger Gegend seltener, aber Rowohls häufiger. Ob verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den heutigen gleichen Namens bestehen, ist leider nicht festzustellen.

In die beiden folgenden Längsbalken sind religiöse Hausprüche eingemeißelt: „Das Unglück kommt nicht ohn Befehr, es rühret von dem Höchsten her, der hat es so versehen; drum sei nur still und was Gott wil, das Laß du nur geschehen“. „Wer bei der Arbeit Gott ruft an, befindet das er wolgethan, den Gott es denen, die er liebt, im Schlaf und ohne Sorgen gibt“.

Die Fache der Wände zeigen noch die großen Ziegelsteine damaliger Zeit mit Lehm gemauert. Teilweise ruht das Grundholz noch auf Felsen oder Findlingen. Bielsach sind die Stiele, soweit sie verfault waren, und das morsche Grundholz entfernt und durch neuzeitiges Mauerwerk ersetzt. Aber Flickwerk ist es immer geblieben. Gar mancher Ausflügler und Naturfreund hat die Förstersleute in dem idyllisch gelegenen alten Forsthaufe im Sommer beneidet, aber die Stimmung der Bewohner hat er nicht erfahren. Es war an der Zeit, den längst beschlossenen Neubau zu errichten. Nun ist es Tatsache geworden, und eine schmucke Wohnung ist entstanden.

Im Jahre 1864 wurde an der Westseite an Hausflur, Küche und Gästube ein Stück angebaut. Im Oberlicht der hinteren Flurtür steht in Goldschrift H. W. 1864.

Das Dach des Wohnhauses war zum größten Teil mit Stroh gedeckt, doch ging man 1922 daran, wenigstens die gänzlich abgängige Westseite des Daches mit Reit zu erneuern.

Das Innere des Hauses zeigt zuerst den Hausflur, zum größten Teil mit Kieselsteinen meist in Quadratform in Lehm gesetzt, an der Haustür innen im Halbkreis die Buchstaben S. W. und die Zahl 1872, alles in Stein gefaßt. Diese Figuren wurden vor Sonn- und Festtagen oder sonstigen frohen Anlässen mit weißem Sande eingesäimt. Auch muß eine offene Feuerstelle bestanden haben, wo für Mensch und Vieh gekocht wurde. Von dieser Anlage ist jedoch nichts mehr zu finden, nur zeigen Holzwerk und Dachlatten noch heute deutlich die Spuren des Rauches, der ungehindert durch das offene Haus oben am Gulentoch wieder abzog. Erst später erbaute man den Schornstein mit Räucherfammer. In der bisherigen Küche ist nur noch an der Decke die Stelle zu sehen, wo früher der Busen war. Ebenso sind noch einige alte Börter erhalten, und ein Schiebefenster in der Wand zeigt die Stelle, wo vormem die Speisen von der Küche ins Speisezimmer gereicht wurden. Erwähnt sei noch die alte Buße unter der Treppe zum Heuboden, in der eine Magd schlafen mußte. Später diente der dunkle Raum als Rumpelkammer.

Die übrigen Räumlichkeiten zeigen den Typ eines alten Bauernhauses, niedrige Stuben und kleine, enge Kammern. Auch deuten die Fußböden darauf hin, daß vormem überall Lehmziele gewesen ist, besonders in den Wohnstuben. Ueber der großen Dreschdiele ziehen sich dicke Balken hin, wie man sie heutzutage nicht mehr sieht. Ueberall finden sich aber die Spuren des Verfalls.

An Eichenholz ist auch beim inneren Ausbau nicht gespart worden; die starken, zum Teil knorrigen Ständer, Riegel, Füllungen in den unteren Fächern des Außensachwerkes zeigen, daß auch unsere Vorfahren es verstanden haben, dauerhaftes Holz zum Hausbau zu verwenden. Das Holz hatte in damaliger Zeit auch nicht den Wert wie heutzutage, man baute eben auf Haltbarkeit für immer. Ein Horst alter Eichen aus jener Zeit zeugt noch von einstiger Herrlichkeit. Sie zu erhalten, wie die „Alte Buche“ in südlicher Richtung, die hunderte von Inschriften trägt und wohl ein Alter von 130—140 Jahren hat, die Freude und Leid miterlebte und gesehen hat, möge ganz besonderer Fürsorge empfohlen werden. Auch die weithin bekannte Koffkastanie, viel bewundert in der Blütezeit, ein Wahrzeichen auf dem Förstergehöft Spange, mußte dem Neubau weichen.

Der letzte Besitzer des Hofes Spange war Heinrich Warnke. Wohl weniger durch eigenes Verschulden als vielmehr durch die Schuld leichtlebiger und leichtsinniger Freunde und Zehgenossen, die seine Freigebigkeit und Gutmütigkeit bedenkenlos in Anspruch nahmen, hatte schließlich die Schuldenlast des letzten Besitzers eine solche Höhe erreicht, daß er den Hof nicht mehr halten konnte. Durch die damaligen Ereignisse wurde auch noch ein Hof in Wölkersen stark in Mitleidenchaft gezogen. 1885 verzog Warnke nach Anill bei Spiefa (Land Wursten) und erwarb sich dort ein kleineres Anwesen. Der Hof Spange ging mit Gebäuden und Ländereien zum größten Teile in die Hände der Staatsforstverwaltung über. Das Wohnhaus wurde von Norden her um etwa 10 Meter verkürzt und die anderen Wohnungen der Häuslinge, Scheunen und Stallungen abgebrochen und in Heidkrug, Breitenfeldermoor und Wölkersen wieder aufgebaut.

So ist das einstige Leben und Treiben an dieser Stätte längst verstummt; es ist stille geworden da, wo einst die bläufende Schafherde und das Vieh gesättigt von der Weide und die arbeitenden Gespanne mit den Knechten und Tagelöhnern abends heimkehrten, wo froher Gesang aus frischer junger Menschenbrust erschalle und der Großknecht mit der Großmagd den ersten Tanz um den Erntekranz drehte.

Nun ereilte auch den letzten Rest ehemaliger Größe des Hofes Spange, Wohnhaus und Stallgebäude dasselbe Schicksal: nach dem es Sturm und Wetter fast 168 Jahre lang getrotzt hat, mußte es nun als altersschwach einem neuzeitigen Bau weichen.

Folgende Forstbeamten haben seit der Uebernahme durch den Staat die Stelle verwaltet bzw. im alten Forsthaufe gewohnt: Buchholz, Koch, Albrecht, Ibe, Köhn, Reichelt, Geyer und Werner. Am längsten hat Hegemeister Reichelt, und zwar vom 1. Juli 1909 bis 1926, also 17 Jahre Spange verwaltet.

R.

Die Eisenbahnen Alt-Hannovers

Von Dr. phil. G. Ludwig.*)

Die Entwicklung der Eisenbahnverhältnisse in Alt-Hannover ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Landes. Sie war vorbildlich für alle deutschen Länder und von Anfang an den Bedürfnissen des Landes in jeder Beziehung angepaßt. Als in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zuerst eine englische Gesellschaft mit Anträgen auf den Bau von Eisenbahnen in Hannover hervortrat, war die Stimmung im Lande diesen Plänen ziemlich abgeneigt. Man hielt die Eisenbahnen im besten Falle für ein notwendiges Uebel; war es nicht zu vermeiden, so wollte man aber wenigstens auf eigene Kosten bauen. Selbst ein Volkswirt wie von Reben hielt die Wasserstraßen und „Pferdeeisenbahnen“ für günstiger. Nur Lünzel erkannte die Bedeutung der neuen Verkehrswege. Nachdem aber die Regierung den Ständen 1836 die Bedeutung und Notwendigkeit der Bahnen dargelegt hatte, gingen sie mit vollem Verständnis auf die vorgelegten Pläne ein. Jetzt stellte die Regierung mit aller Entschiedenheit den Grundsatz auf, daß der Staat die Bahnen selbst bauen müsse und sie nicht Privatunternehmern überlassen dürfe.

Der Weitblick, mit dem das Unternehmen trotz seiner Neuheit aufgefaßt wurde, ist bewundernswert. Sowohl die Regierung als auch die Stände erkannten sogleich die Bedeutung der Eisenbahnen für die Zukunft, und man ging sogleich großzügig an die schwierigen Aufgaben heran. Das Gesamtsystem wurde von Anfang an — auf einmal — im ganzen Umfange erfaßt. Zwar forderte das Hauptinteresse des Landes, den Durchgangsverkehr von der See nach Süden zu sichern, und es wurden demgemäß frühzeitig Staatsverträge mit Braunschweig und Hessen geschlossen. Aber ebenso früh schon wurde der Ost-West-Verkehr in Betracht gezogen, und durch Verträge mit Preußen, Hessen und Schaumburg-Lippe wurde die Strecke Braunschweig—Minden gesichert. Folgerichtig baute der Staat, da er nun einmal den Bau auf sich genommen hatte, auch die Linien, die sich schlecht rentierten, so u. a. die Westbahnen. In der Ausführung bewies man große Kühnheit; denn die erforderlichen Geldmittel mußten durch Anleihen aufgebracht werden, und der Geldmarkt war gegenüber den Eisenbahnbauten damals recht vorsichtig. Aber schließlich entschied hier der Kredit des Landes.

Beim Bau sämtlicher Linien waren Initiative und Leitung bei Hannover. Seine Ingenieure bauten die Strecken auch auf fremden Gebiete bis Rheine, Minden und Kassel, ferner die Strecke Osnabrück—Löhne. Alle diese Strecken, auch die Strecke Rheine—Osnabrück, wurden von Hannover verwaltet. Bemerkenswert ist, daß alle Strecken gleich zweigleisig angelegt wurden. Nachdem man anfangs die Lokomotiven aus dem Auslande bezogen hatte, konnte 1846 bei der Eröffnung der Strecke Lehrte—Hildesheim zum ersten Male eine Maschine von den Eggstorfschen Werken laufen. Schon 1866 waren die älteren Linien völlig schuldenfrei, die Entschuldung der übrigen war zu berechnen. Sämtliche Strecken hatten 41,3 Millionen Taler gekostet, stellten aber 1866 ein Kapital von mindestens 60 Millionen Talern dar.

Die Entwicklung der althannoverschen Eisenbahnen verläuft in drei Zeitstufen. In der kurzen Zeit von 1842 bis 1847 sind die älteren Linien vollendet, die Hannover mit Harburg, mit Bremen, mit Hildesheim über Lehrte, mit Braunschweig—Magdeburg—Berlin und zugleich mit Minden—Köln verbinden. Der Bau der neueren Linien begann 1851; er umfaßte zwei Gebiete, einmal das der Südbahn, die von Hannover und Hildesheim aus über Nordstemmen 1853 bis Alfeld, 1854 bis Göttingen und 1856 bis Kassel geführt wurde. Gleichzeitig wurden die drei Strecken der Westbahn: Emden—Rheine, die nach Münster weiterführte, Osnabrück—Löhne und Rheine—Osnabrück vollendet. Die dritte Periode sollte erst die beiden notwendigen Verbindungsstücke nach den Niederlanden, von Bentheim über Salzbergen und von Leer—Ihrhove ausgehend, der Vollendung nahebringen. Diese Strecken waren nötig, um der Westbahn erst die volle Bedeutung zu geben. Hannover hatte ihren Bau sogleich geplant, da aber auf niederländischer Seite eine Aktiengesellschaft den Bau ausführen sollte, währte es lange, bis die Mittel zusammengebracht waren. In den 60er Jahren wurde die Strecke Bremen—Geestemünde vollendet, die dem neuen Hafen einen großen Aufschwung sicherte. 1864 wurde die Bahn Lüneburg—Lauenburg eröffnet, die Han-

*) Der Verfasser ist Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für niderländische Wirtschaft und Kultur und auf Grund seiner jahrelangen Forscherarbeit wohl der beste Kenner der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse im alten Hannover.

nover mit der Ostsee in Verbindung setzte. Ferner wurde die später aufgegebene Strecke Göttingen—Arenshausen gebaut, die den Süd-Ost-Verkehr in der Richtung Gotha leiten sollte. Auch die Peine—Nieder-Bahn und die Bahn von der Georgs-Marien-Hütte nach Hüggele wurden in diesem Zeitabschnitt fertiggestellt; sie dienten der hannoverschen Eisenindustrie.

Im übrigen sind die im Bau oder in der Vorbereitung befindlichen Linien, die dieser Zeit angehören, erst später zur Vollendung gekommen. Sie sind Denkmale der Zeit kurz vor 1866; sie zeigen, welche ein energischer Geist in der hannoverschen Eisenbahnpolitik lebte. Was später ausgeführt ist, beruht auf den Vorarbeiten jener Zeit; aber manches ist gar nicht oder erst viel später ausgeführt, was in jener Zeit schon vor der Ausführung gestanden hatte, z. B. die Strecke Geestemünde—Harburg. Vor der Ausführung stand die Strecke Northeim—Osterode, die nie gebaut ist, ferner die Strecke Northeim—Hattorf zur Landesgrenze, die geplant war in der Hoffnung, daß Preußen die Fortsetzung bis Nordhausen bauen würde. Hannover hatte die Bahn nach Nordhausen schon seit den 40er Jahren im Anschluß an die Südbahn geplant, aber Preußen verbot aus angeblich strategischen Gründen einer preußischen Aktiengesellschaft den Bau. Abgesteckt war die Strecke Harburg—Stade—Geestemünde. Nahe bevor stand die Ausführung der Strecken Goslar—Hildesheim, Goslar—Kreienzen, Goslar—Osterode, Hildesheim—Hameln, Osnabrück—Oldenburg, Leer—Oldenburg und die Strecke Nelzen—Salzwedel, die Magdeburg erreichen sollte. Zuletzt beschäftigten sich die Stände mit dem Plane der Strecke Lehrte—Stendal—Berlin und der sogenannten Paris—Hamburger Bahn. Diese von einer französisch-belgischen Gesellschaft geplante Bahn sollte England, Frankreich und die Niederlande mit der Nord- und Ostsee verbinden. Hannover war gern bereit, sich zu beteiligen, doch wollte es seinen Anteil an der Strecke, die über Osnabrück führen sollte, als Staatsbahn bauen. Auch die Ausführung der sogenannten Calenberger Landesbahn, die Haste und Hameln erreichen sollte, war ungewiss seit 1864 gesichert.

Hannover besaß 1866 bereits 881,5 Kilom. Staatsbahnen und 26,5 Kilom. Privatbahnen, im ganzen z. B. 34 Prozent mehr als Preußen (nach der Einwohnerzahl gerechnet), an Staatsbahnen aber nach dem Verhältnis mehr als das Fünffache. Alle diese Darlegungen beweisen deutlich, daß die hannoversche Eisenbahnpolitik bereits alle wesentlichen Aufgaben der Zukunft umspannte, daß sie tatsächlich vorbildlich gewesen ist.



Der Klingelbeutel

Das Turmgeläut hat die Gemeinde zum Gottesdienst gerufen. Die Kirche ist mit Andächtigen gefüllt. Durch Gesang, Schriftverlesung und Gebet ist die Einstimmung des Herzens und Sinnes auf die Predigt geschehen. Da hört man leise Tritte und feines Glöckchenläuten. Es naht der Klingelbeutel. Seiner Geschichte und Würdigung gelten diese Zeilen.

Die Gewohnheit in der kirchlichen Gemeinschaft für die Armen und Notleidenden zu sammeln, war von den Zeiten der Apostel an in einigen christlichen Gemeinden beibehalten worden.

Um sich das Einsammeln zu erleichtern, fing man am Ausgange des 16. Jahrhunderts an, eiserne Büchsen an und neben den Kirchentüren anzubringen, auch wohl Becken davor aufzustellen. Die damals so erwirkten Gaben wurden meistens den in Ungarn von den Türken verwundeten Soldaten zugewandt.

Um diese Zeit ist auch der Klingelbeutel aufgekommen. Er ist ein kleiner, meist aus Samt zusammengenähter, mit Glöckchen besetzter und an einem langen, gedrehten Stabe befestigter Beutel, der beim Gottesdienst zur Aufnahme von Geldopfern herumgereicht wird.

Anfangs mußte sich jede Kirche zum Herumtragen desselben erst vom Landesherrn die Erlaubnis erbitten, auch durfte nachmittags nicht mit ihm rundgegangen werden und wenn eine Kollekte vor den Kirchthüren gesammelt wurde.

Meistens wurde der Beutel von den Kirchenvorstehern herumgereicht, die darum auch an vielen Orten „Klingelherren“ genannt wurden. Später wurden Küster und Kirchendiener mit dem Amte betraut.

In den Leipziger Kirchen hat man den Gebrauch des Klingelbeutels am spätesten, erst 1712, aufgenommen.

Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde die Handhabung des Klingelbeutels auch beim Nachmittagsgottesdienste genehmigt.

Wenn sich nun auch ab und an einmal in dem Klingelbeutel eine ansehnliche Gabe für eine gut verlaufene Geburt oder ein sonstiges Familienglück oder großes Lebensereignis vorfindet, so wird doch von den Kirchgängern für gewöhnlich nur je ein Pfennig gespendet. Die Gewohnheit ist zu kurios, hat sich aber in deutschen Gauen so eingebürgert, daß man sich bei der winzigen Gabe nichts mehr denkt und sich auch ihrer als Opfer-, Bett- oder Bettelpfennig nicht schämt. „Hast du auch deinen Klingelbeutelpfennig?“ so hört man oft die sorgsame Mutter dem Kinde nachrufen, wenn es zur Kirche eilt. Und wo steckt in der Regel der Opferpfennig? In dem Handschuh an der linken Hand, damit man in der Kirche nicht erst lange zu „grabbeln“ braucht oder einen Irrtum in seinem Portemonnaie begeht. Meine Großmutter hatte auf der Innenseite ihres Gesangbucheinbandes eine Papiertasche mit Taschen, die ineinander geschoben wurden, worin sie ihren Pfennig aufbewahrte. Da der Klingelbeutel als ein an Sonntagen regelmäßig gebrauchter und oft geschauter Gegenstand in das Menschenleben eingriff, war es nicht zum Verwundern, daß er in das Bereich menschlicher Beobachtung und Beurteilung gezogen wurde. Bald bemächtigte sich die Volkswisheit seiner. Redensarten wurden von ihm gebildet, die, wenn sie von spekulierender Vernunft herrührten, der Wohlthätigkeit Vorschub leisten sollten, aber auch, wenn sie aus böswilligem Munde stammten, das Gegenteil zu bezwecken, also die Gefesundigkeit zu ersticken suchten. So erkennt man in manchen Sprichwörtern noch die Beziehung auf den Klingelbeutel. Waren die Gaben reichlich geflossen, so sagte man mit Recht: „Wo Kirche ist, kehrt Segen ein“. Einige „Nidelöppers“, die nichts gaben, waren immer in der Kirche. Reiche Geizhälse ermunterte man ironisch zur größeren Gabe: „Klingt es nicht, so klapperts doch“ und „Et klingt as'n Dott Hede“ (d. i. eine Zotte Werg).

Auch hegte man gegen den Träger des Klingelbeutels und den Pfarrherrn großes Mißtrauen. Aus der Zeit der Entstehung des Klingelbeutels stammen folgende Sprichwörter, die mit übler Auslegung noch im Schwange sind: „Wer dat Krüze hett, de segnet seck erst.“ „Wo'n mit ümmegeiht, dat hängt einem an.“ „Wer mit'n Klingelbüdel geiht, mott heilet Jutter in'r Tasche hebben.“

Selbst Mißholden bot der Klingelbeutel Stoff zu munterer Unterhaltung und lustiger Erzählung.

Der Klingelbeutel erinnert uns an eine Anekdote, die sich an einen Silvesterabend im Solling knüpft. Hier ist es Sitte, am letzten Abend im Jahre eine „Brantwein-Kaltshale“ anzusehen, die aus Zucker, Honigkuchen und Brantwein bereitet und mit Löffeln ausgegessen wird. Alte und junge Leute sprechen ihr gern zu, so daß es am Neujahrs morgen wohl passieren kann, was uns das kleine plattdeutsche Gedicht „Kaltshale“ von Otto Nabel verrät:

Silvester was't. De Mpers Wäsche
harr hüt sik wat tau gaue dahn:
Sei harr von Brantweinskaltshale
'n dücht'gen Hupen bie'eflan. — —
To Niejahr gung se hen na'r Kerke,
doch was gar grünlich sei im Dau
un as se kum sich dal sett't harre,
da föll'n ehr all de Dgen tau.
Sei drömmen säut von de Kaltshale —
Da kamm de Klingelbüdel her,
doch schüddle 'n Kopp sei blot un säe:
„Ich mag nu keinen Happen mehr.“

Eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Klingelbeutel und Zippelmütze läßt sich nicht leugnen, so daß jener Bauer, der gleichfalls in der Kirche in Gedanken versunken war und in Erinnerung an die letzte Gemeindefestung, in welcher eine gefundene Mütze zur Feststellung des Eigentümers herumgereicht wurde, beim Vorhalten des Klingelbeutels wohl sprechen konnte: „Nä, mien Mütz is't of nich.“

Karl Scheibe.

